

Enc. II 93

Universitätsreden

KOLNER UNIVERSITÄTS - REDEN

8

Über die Sprache als Kunst und die Weltmacht-Stellung der Engländer

REDE

gehalten bei der feierlichen Übernahme des Rektorats
an der Universität Köln, am 11. November 1922

VON

PROF. DR. ARNOLD SCHRÖER



Siegel der alten und der
neugegründeten Universität.



KOLN 1922

OSKAR MÜLLER VERLAG

Dr.

4

unc. N. 93

Universitätsreden

KOLNER UNIVERSITÄTS-REDEN

8

Über die Sprache als Kunst und die Weltmacht-Stellung der Engländer

REDE

gehalten bei der feierlichen Übernahme des Rektorats
an der Universität Köln, am 11. November 1922

VON

PROF. DR. ARNOLD SCHRÖER



Siegel der alten und der
neugegründeten Universität.



KOLN 1922

OSKAR MÜLLER VERLAG

J. V.

Sprache

Die Sprache als Kunst und die Weltmachtstellung der Engländer — für die Betrachtung dieser zwei Begriffe und ihren ursächlichen Zusammenhang gestatte ich mir, Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu erbitten.

Die Sprache als Kunst, das heißt: die Sprache in vorbildlicher Gestalt, die mustergültige Sprache, die ohne Absicht, allein durch ihre Vorbildlichkeit zur Nachahmung reizt und so von selbst Eroberungen macht.

Etwas ganz anderes ist die Sprache, die nur als jeweiliges, dem Bedürfnisse des Augenblicks dienendes Verständigungsmittel schlechthin Geltung hat. Auch Angehörige verschiedener Nationalität und Sprache können sich oft in einer Art Kompromißsprache miteinander verständigen; oder Angehörige verschiedener Gegenden und Mundarten eines und desselben Volkes, die sich noch nicht zum sicheren Besitz einer gebildeten Gemeinsprache durchgerungen haben, können sich zur Not gar wohl untereinander verständigen, etwa ein Tiroler Bauer mit einem Ostpreußen, ein Alemanne mit einem Sachsen und dergleichen mehr; ja auch kleine Kinder derselben Stadt, aber verschiedenen Lebensalters und daher verschiedener Stufen des Sprechvermögens, können sich in ihrer unvollkommenen Ausdrucksweise untereinander verständigen, oft besser als mit Erwachsenen. Solcherlei Sprache ist zwar wohl ein notdürftiges Verständigungsmittel, ein Notbehelf, sie unterscheidet sich aber von der Sprache als Kunst vor allem durch die Zufälligkeit, die Unsicherheit und die Ungleichmäßigkeit ihrer Ausdrucksweise: sie wird nie vorbildlich sein, nie zur Nachahmung reizen und Eroberungen machen können.

Man meint so häufig, für die Ausbreitung einer Sprache seien fast ausschließlich praktische, zumeist wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend. Das ist ein großer Irrtum. „Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“. (Matth. 4, 4., 5. Mos. 8, 3). Gerade die Geschichte der Sprache läßt uns erkennen, daß die nicht unmittelbar praktische Kunst der Sprache der maßgebendste Faktor für ihre Ausbreitung ist und so mittelbar praktische Erfolge nach sich zieht als alle wirtschaftlichen und politischen Absichten.

Die deutlich erkennbare Absicht, eine Sprache zu verbreiten oder gar einem anderen Volke aufzunötigen, hat noch nie und nirgend in größerem Maße den gewünschten Erfolg gehabt. Hingegen, wenn eine Sprache einmal durch das Wunder der Kunst vor-

bildliche Gestalt gewonnen, dann gewinnt sie ganz von selbst an Boden, denn sie lockt ohne Absicht und schier unmerklich allein durch die innere Schönheit ihrer Prägnanz und ihrer Ausdrucksmöglichkeiten zur Nachahmung. Das ist die Sprache als Kunst, die künstlerisch gehobene Sprache.

Wären rein wirtschaftlich-praktische Gesichtspunkte maßgebend, so hätten Volapük oder Esperanto oder Ido oder sonst irgendeine künstliche — wohl gemerkt! nicht künstlerische — Kompromißsprache längst die Welt erobert und die alten Kultursprachen auch aus dem praktischen Verkehr des täglichen Lebens verdrängt; so aber kann ihre Verwendung immer nur sehr beschränkt bleiben, wie etwa die recht nützlichen internationalen Hotel-Telegraphenschlüssel oder wie Seeschiffahrtssignale und dergleichen mehr.

Die Sprache als Kunst ist zunächst etwas nicht unmittelbar Praktisches; sie bedeutet zunächst ein Innehalten und Atemholen in der Hast des geschäftigen Lebens, ein Besinnen des Menschen auf sich selbst, seine Sonntagsruhe, sein Feiertagskleid.

Wie viel wertvoller, ja unentbehrlicher erscheint doch auch dem praktischen Menschen sein einer sonntäglicher Feiertag als die sechs nüchternen Werkstage der Woche! Und der Mensch müßte elend zugrunde gehen unter der Last des Werktags, wenn ihm sein Ruhetag nicht das Atemholen, die Besinnung auf seine Menschenwürde gewährte, seine Arbeit dadurch erst adelte und zum Evangelium der Arbeit erhöhe. Die Sehnsucht, sich vom Alltäglichen, vom nur unmittelbar praktisch Nützlichen wenigstens zeitweise loszureißen, sich über die nüchterne Wirklichkeit mit all ihren Schlacken und Unzulänglichkeiten zu erheben, ist tief in der menschlichen Seele verankert. Der Mensch strebt hinaus aus der niederdrückenden Unvollkommenheit, Vergänglichkeit, Zeitlichkeit, die ihm die alltägliche Wirklichkeit vors Gemüt zu führen scheint, und sonnt sich wenigstens für Augenblicke in der Vorstellung der Vollkommenheit, Unvergänglichkeit, Ewigkeit des Idealen. Daraus allein schöpft er neue Kraft: aus dem Ideellen die Beherrschung des Reellen.

Nicht die schwitzende Hast der alltäglichen Arbeit, nur die Besinnlichkeit ist es, die zu geläuterter Arbeit befähigt.

Nun ist aber für alle Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Welt, sowie von Mensch zu Mensch, die Sprache die unmittelbarste und unmißverständlichste Ausdrucksform unserer Gedanken und verstandesmäßigen Vorstellungen. Gewiß kann z. B. die Musik und auch alle anderen Künste zuweilen Stimmungen erregen, die alle Sprachkunst vergebens zu vermitteln versuchen würde; sie alle können gewiß zuweilen unmittelbarer auf das Gemüt wirken als Worte. Aber das sind Stimmungswirkungen, die mehr oder weniger von Zufälligkeiten, individueller Prädisponiertheit und Anlage abhängen. Jede andere Kunst ist und will nichts anderes sein als nur Kunst. Die Sprache als Kunst ist aber nicht nur Kunst; sie will zunächst nur gedankliches Verständigungsmittel sein, und

nur die Art, wie sie dies am überzeugendsten zuwege bringt, ist ihre Kunst.

Die Musik kann zwar den Angehörigen verschiedener Völker verständlich sein, und die Sprache sagt zunächst nur dem einen Volke etwas. Aber eben dieses Etwas, das sind die Ideenassoziationen, die den Einzelmenschen mit seiner Geschichte, mit seinem Volke und nur mit diesem unlöslich verbinden.

Die Sprache ist mehr als irgend etwas der Ausdruck des völkischen Denkens und Fühlens, besagt daher auch ungleich mehr als Herkunft und Rasse; und darin liegt ihre einzigartige Bedeutung für die Geschichte der Völker: Herkunft und Rasse sind selbst in unseren geschichtlichen Zeiten nicht immer mit Sicherheit nachzuweisen; noch viel weniger wissen wir, aus was für verschiedenen Rassen in vorgeschichtlicher Zeit sich unsere heutigen Kulturvölker, z. B. die alten Germanen, zu einer Volksgemeinschaft entwickelt haben; und unter den spätern germanischen Völkern sind besonders die Engländer von den verschiedensten Rassen durchmischt, aber dennoch ein Volk; denn durch die Sprache geschichtlich nachweisbar ist ihre völkische Tradition, das heißt alles das, was man heute mit den geläufigen Schlagwörtern „nationale Kultur“, „nationale Weltanschauung“ bezeichnet.

Die Rasse ist und bleibt etwas wenig Greifbares, und auch wo sie einigermaßen greifbar ist, tritt sie schon nach wenigen Generationen hinter der Macht völkischer Tradition zurück. Hingegen die völkische Kultur, wie wir sie durch die Sprache einigermaßen sicher erfassen können und wie sie durch nichts so deutlich wie durch die Sprache Gestalt gewinnt, ist etwas über alle Rassen hin Uebertragbares.

So kann durch die Sprache, das heißt also durch den greifbarsten Ausdruck einer völkischen Tradition, Kultur, Weltanschauung eines Volkes, diese völkische Tradition, Kultur, Weltanschauung sich auch auf andre Völker übertragen, andre Völker auf friedlichem Wege erobern, vorausgesetzt, daß diese völkische Tradition, Kultur, Weltanschauung und ihr sprachlicher Ausdruck bereits so viel innere Werbekraft besitzt, um andre unmerklich zur Angleichung zu verlocken.

Wenn eine Sprache eine politisch so unendlich wichtige Fähigkeit haben soll, muß sie, wie gesagt, vor allem künstlerisch geprägt sein und so vorbildlich wirken, das heißt sie muß die Stufe einer mustergültigen, maßgebenden *Gemeinsprache* erreicht haben, das heißt, das, was man gewöhnlich „Schriftsprache“ oder „Literatursprache“ nennt, und am besten wohl mit „gesprochener oder lebender Schriftsprache“ bezeichnen könnte.

Wie entsteht nun aber solch eine *Gemeinsprache* oder lebende *Schriftsprache*?

Jede Idee ist etwas Unendliches; jeder sprachliche Ausdruck einer Idee bleibt hinter dieser Unendlichkeit zurück, ist also etwas Unvollkommenes.

Die höchste Kunst ist die, der es gelingt, einen Ausdruck zu finden, oder wie Goethe sagen würde: einen prägnanten Punkt, der die Vorstellung oder auch nur die Ahnung dieser unendlichen Idee in uns möglichst unmittelbar erweckt. Einen Ausdruck zu finden, der durch Ideenassoziation eine notwendige Vorstellung des darzustellenden Gedankens oder Gefühls erweckt, das ist sprachschöpferische Kunst. Dies kann mitunter einem jeden gelingen, auch dem literarisch Ungebildetsten, auch einem Kinde; man nennt dies dann meist „drastische Ausdrucksweise“.

Ja, jede Sprachschöpfung, auch in ihren primitivsten Bildungen, jedes Finden eines prägnanten Ausdrucks ist letzten Endes nichts anderes als Sprachkunst. Aber es handelt sich darum, daß solch glückliche Funde nicht wie Augenblickseinfälle wieder verloren gehen, sondern Allgemeingut werden und bleiben, und je weiter die primitive Kultur zur höhern sich entwickelt, je mannigfaltiger die geistige Vorstellungswelt und Begriffsunterscheidung sich gestaltet, um so wichtiger wird es, daß die Funde sprachschöpferischer Kunst verallgemeinert, das heißt allgemein verständlich, allgemein überzeugend und so allgemein üblich werden. Für das augenblickliche notdürftige Verständnis genügt auch eine unvollkommene, wenig anschauliche Kompromißsprache, Geschäftssprache, Kanzleisprache. Für die siegreiche Schöpfung einer vorbildlichen, einheitlichen, lebendigen Schriftsprache, die die ganze Volksgemeinschaft und dann auch andre in ihren Bann zieht, bedarf es aber bei entwickelten Kulturstufen sprachschöpferischer, literarischer Persönlichkeiten, die, mitten in der Tradition ihres Volkes stehend, aus der Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten jeweils den „prägnanten Punkt“, den „sprechendsten Ausdruck“ zu finden wissen, der, einmal gefunden, nicht leicht wieder verloren geht, weil er überzeugend, wie eine Notwendigkeit, Selbstverständlichkeit, Unentbehrlichkeit wirkt und daher vorbildlich und maßgebend wird und zur Nachahmung verlockt.

So sind die Epochen unsrer Sprachgeschichte abhängig von literarischen Persönlichkeiten und durch sie von literarischen Traditionen, und so, wie diese einerseits von politischen Verhältnissen in ihrer Auswirkung gefördert oder gehemmt werden können, so können sie andererseits die weittragendsten politischen Entwicklungen in die Wege leiten, und zwar ohne es zu ahnen, ohne Absicht, ganz unmerklich, wie von selbst, durch die gewinnende Macht ihrer Vorbildlichkeit.

Dies zeigt uns die Entwicklung des englischen Königreichs zur Weltmacht.

Vergegenwärtigen wir uns in Kürze die Hauptetappen seines Aufstiegs.

Als die Vorfahren der heutigen Engländer, die Angelsachsen, seit dem 4. und 5. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung die südliche Hälfte der größern der beiden britischen Inseln halb friedlich, halb kriegerisch besiedelt hatten und allmählich ein englisches Königreich bildeten, hatte dieses germanische Volk keinen leichten Stand.

Die nördliche Hälfte der Insel, Schottland, der Westen der Insel, in den die von ihnen vertriebenen Walliser sich zurückgezogen hatten, und die kleinere der beiden britischen Inseln, Irland im Westen, war von Kelten bewohnt, einer fremden, feindlichen Rasse; dazu waren sie bis zur normannischen Eroberung ständig durch Einfälle der Dänen bedrängt, skandinavischer Abenteurer, zwar auch germanischer Rasse — doch Rassenverwandtschaft bedeutet in der Geschichte niemals Freundschaft, unsre moderne Rassen schwärmerie beruht auf Illusion.

Auch als nach der normannischen Eroberung (1066) das englische Königreich sich bald kräftig konsolidiert hatte und wenigstens die Walliser sich einverleibt hatte (1284), war seine Lage während des ganzen Mittelalters und bis ins 17. Jahrhundert hinein äußerst prekär. Das mächtige Frankreich lag als der Erbfeind auf dem Kontinente bedrohlich gegenüber, und zu Beginn der Neuzeit beherrschte Spanien die See. Im Norden der eignen Insel aber lag trotzig das feindliche schottische Königreich, mit dem das englische in fast ununterbrochener Fehde lebte.

Das heute so mächtige England war während des ganzen Mittelalters politisch so bedeutungslos, wie wir es uns heute kaum vorstellen können; und diese seine verhältnismäßige Bedeutungslosigkeit für die Welt schützte es vor den größeren Kulturnationen, die wichtigere Interessen hatten, als sich um das kleine Ländchen viel zu kümmern; es war vielmehr dauernd und ununterbrochen bis 1914 das Land für friedliche Einwanderung aus ganz Europa. Die einzige Gefahr für England lag in Schottland, das frühzeitig mit Frankreich paktierte und mit dessen Hilfe Frankreich bis ins 18. Jahrhundert hinein England in Schach zu halten hoffte.

Gewiß war Schottland allein, wegen seiner beständigen innern Streitigkeiten, weniger gefährlich; seine innere Uneinigkeit und Ohnmacht ließen eine selbständige schottische Kultur großen Stils nicht aufkommen¹⁾; aber für feindliche Einfälle in das englische Königreich war Schottland der gegebene Ausgangs- und Stützpunkt. Wäre es zu einem Kampfe der Rassen gekommen, was wäre aus der verhältnismäßig kleinen Zahl Germanen, die das englische Königreich bildeten, geworden?

Kelten im Norden, Kelten im Westen und Kelten im Süden in Frankreich! Aber es handelt sich in der Geschichte eben nicht um Rassen, sondern um Völker — und Persönlichkeiten,

¹⁾ Der Norden und Nordwesten Schottlands war zudem von skandinavischen Eroberern besiedelt, die mit den verschiedenen keltischen Stämmen dauernd in Fehde standen; auch hier scheint es sich, so wenig wir auch bei den einzelnen Rassenschiebungen und -mischungen klar sehen können, in der Regel um einzelne überragende Herrscherpersönlichkeiten zu handeln, die jeweils die Macht an sich zu reißen verstanden; dieser Zustand dauernder Unruhe stand, zumal in den unwirtlichen Gebirgsgegenden, irgendwelcher friedlichen Kulturentfaltung dauernd im Wege, woraus sich die Verschiebung des Kulturmittelpunkts nach dem Südosten von selbst erklärt.

nicht um Rassenkultur, sondern um völkische Kultur²⁾. Alles kam auf Schottland an. Wenn Schottland schottisches Volk geblieben wäre, wäre England verloren gewesen oder jedenfalls nie eine Weltmacht geworden. Aber Schottland wurde englisches Volk, und zwar nicht durch politische Eroberungen, sondern gewissermaßen freiwillig, freiwillig trotz seiner politischen Gegnerschaft während des ganzen Mittelalters, freiwillig und ohne selbst zu ahnen wie es kam, durch die siegreiche friedliche Eroberin, die englische Sprache als Kunst.

Als nach dem Tode der großen Königin Elisabeth von England (1603) der Sohn der Maria Stuart, der schottische König Jakob VI., als nächster Anverwandter auch den englischen Tron bestieg und alsbald seinen Sitz nach den lachenden Ufern der Themse verlegte, fiel durch diese Personalunion das ehemals so spinnefeindliche schottische Königreich dem überlegeneren englischen wie ein reifer Apfel in den Schoß. Nimmer wäre dies denkbar gewesen, wenn Schottland nicht seit langem innerlich anglisiert worden wäre, wenn die Schotten nicht, trotz aller Feindschaft, trotz allem Lokalpatriotismus, mit heimlichem Neide und heimlicher Bewunderung auf den südlichen Nachbar geblickt hätten. Diese Bewunderung galt eben der überlegenen englischen Kultur, die sich unbeirrt durch fremde Einflüsse einheitlich, völkisch entwickelt hatte, der Kultur, wie sie durch die englische Sprache vermittelt wurde.

Schon frühzeitig, seit dem 10. Jahrhundert, hatten dem alten keltisch sprechenden schottischen Königreiche jene Grenzlande angehört, die man heute die schottischen Niederlande nennt und in denen auch die jetzige Hauptstadt Edinburg liegt, die aber früher zu einem nordenglischen Kleinkönigreich gehört hatten und daher Englisch sprachen. Diese schottischen, aber Englisch sprechenden Grenzlande, die Lothians, bildeten dank ihrer überlegenen englischen Kultur immer mehr den Kulturmittelpunkt schottischer Königsherrschaft, besonders seit 1067³⁾ mit der Gemahlin König Malcolm's III. (1058 bis 1093), Margareta, einer englischen Prinzessin, englische Bildung an den schottischen Königshof gekommen war.

²⁾ Zu der vielfach üblichen Ueberschätzung des Rassenelements in der Kultur eines Volkes sei die beachtenswerte Bemerkung Andrew Lang's (A History of Scotland from the Roman Invasion, 4 vols. W. Blackwood, Edinburgh & London 1900—1907, vol. I. p. 18) angeführt: For the peculiar so-called "Celtic Element" in our character and poetry may not be Celtic at all, but Pictish, whatever Pictish may be, and we might as wisely talk of a Cruithnian as of a Celtic "Renaissance". In fact, the marked peculiarity and charm of Celtic poetry exist as strongly in the literature of Finland, and are apparently the result, not of race, but of an isolated life, in lonely forests or hills, a life lived by a dispossessed and unsuccessful people.

³⁾ Das genaue Datum ist umstritten: 1067 oder 1068 oder 1070 (s. A. Lang, History, I., 126); doch das ist für die Frage unwesentlich.

Damals dachte man nicht an Rasse, noch weniger ahnte man, welche Bedeutung der Sprache für die Politik zukommen kann. Man fühlte sich als Schotte und war anti-englisch, obwohl man Englisch sprach; ja man lachte bald am schottischen Königshof über die Keltisch sprechenden Hinterwäldler, die Bewohner der schottischen Hochlande, und fühlte sich ihnen gegenüber als Kulturmensch⁴⁾. Man sprach zwar einen nordenglischen Dialekt, der von dem des englischen Königshofs sehr wesentlich abwich, aber bis in die Neuzeit hinein nannte man diesen Dialekt „Inglis“, das heißt Englisch.

Dieser nordenglische Dialekt, oder genauer, die nordenglischen Dialekte, die in den nördlichen Grafschaften des englischen Königreichs sowie am schottischen Königshof gesprochen und geschrieben wurden, unterschieden sich von den südenglischen, die um den englischen Königshof herum gesprochen wurden, so sehr wie heute etwa Holländisch von Bayrisch oder Schwizerdütsch. Es hätte unter Umständen gar wohl eine nordenglische Nation gegenüber einer südenglischen sich entwickeln können, sprachlich-kulturell so verschieden wie heute etwa Holländer und Bayern. Welche Folgen dies für die Frage einer englischen Weltmacht gehabt hätte, liegt auf der Hand.

Hier nun lag der weltgeschichtlich springende Punkt. In der Hauptstadt des englischen Königreichs vollzog sich das Wunder der Gemeinsprache, das Ergebnis der Sprache als Kunst, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch den größten Dichter des englischen Mittelalters, Geoffrey Chaucer⁵⁾.

England gewann eine literarische Gemeinsprache, die nach und nach die ganze Nation vereinheitlichte, Schottland nicht.

⁴⁾ Als bezeichnendes Beispiel dafür sei die Schlußstrophe von William Dunbar's, des genialsten schottischen Kunstpoeten am Hofe Jakobs IV., satirischem Gedichte "The Dance of the seven deidly synnis", dem Tanz der sieben Todsünden (etwa aus dem Jahre 1507, in der Uebersetzung Schippers) angeführt: Einen Hochlandstanz wünscht Satan drauf: Ein Teufel sucht schnell Macfadjan auf, Weit im Nordwesten des Lands. Sobald er seinen Juchzer schreit, Kamen die Gälen von weit und breit Und füllten die Hölle ganz; Die lump'ge, schmutz'ge Schaar fing dann Wie Krähn und Raben zu kreischen an Auf "Ersch" bei ihrem Tanz. Satan ward taub von dem Geggel - Schmort ab in Rauch und Qualm sie schnell Des tiefsten Höllenbrands.

⁵⁾ Auch die jüngste Arbeit über das viel umstrittene Problem der Verbreitung der Gemeinsprache, H. M. Flasdieck's sehr verdienstliche „Forschungen zur Frühzeit der neuenglischen Schriftsprache“, Halle, 1922, konnte mich nicht davon überzeugen, daß die seit 1884 geltende Auffassung ten Brink's über die Bedeutung Chaucer's für die Geschichte der englischen Sprache im Grundsätze „überholt“ oder „glücklich überwunden“ sei; vielmehr glaube ich, daß die Ergebnisse der eingehenden Einzeluntersuchungen Morsbach's und seiner Schule sich damit gar wohl vereinigen lassen; denn nicht darum handelt es sich für die Gemeinsprache, wie die Londoner Sprache Chaucer's zu Ende des 14. Jahrhunderts im einzelnen lautete, sondern wie und wodurch sie weiterwirkte. Meine von Flasdieck a. a. O. angeführten Bemerkungen zu der Frage halte ich durchaus aufrecht, solange sie nicht ernstlich widerlegt sind.

England gelangte aber nicht nur selbst schon so früh zur sprachlichen Einheitlichkeit, hinter der die Dialekte immer mehr zurücktraten, sondern seine Einheitssprache als Sprache der Kunst griff ganz von selbst, mit innerer Notwendigkeit auch nach Schottland über, das heißt, die Nordenglisch sprechenden und schreibenden Schotten ahmten von selbst die neugeborene englische Gemeinsprache nach, weil sie von der in dieser Sprache aufblühenden englischen Literatur sich angezogen und entscheidend beeinflußt fühlten. Die Londoner Sprache und Dichtung Geoffrey Chaucer's und seiner Dichterschule eroberte Schottland. In der Zeit der größten politischen Feindschaft zwischen Schottland und England, in der Blüteperiode der schottischen Kunstpoesie im 15. und 16. Jahrhundert wurde die in Schottland geschriebene und gesprochene nordenglische Sprache der südenglischen Londoner Sprache ähnlicher als je zuvor.

War somit die Politik kein Hindernis für die Verbreitung der englischen Gemeinsprache, so überwand umgekehrt diese Gemeinsprache die Politik und wurde zur Versöhnerin der politischen Gegensätze.

Selbstverständlich ist es nicht die Sprache allein gewesen. Die mannigfaltigsten Kulturelemente und Ideenassoziationen hatten den Boden empfänglich gemacht für die Wirkung der Sprache als Kunst. Aber die Sprache war und wurde immer mehr der deutlichste Ausdruck der sich in beiden Ländern entwickelnden Kulturgemeinschaft.

In der geistig und seelisch erregtesten nächsten Folgezeit, der Reformation, wurde dieser Prozeß entscheidend beendet. Es zeigte sich da, daß die „Sprache als Kunst“ sich nicht auf die Sprache als schöne Literatur oder Poesie beschränkte. Gerade das, was den Herzen und Gemütern des Volkes am kostbarsten war, ihr religiöses Empfinden, rang allenthalben auch nach sprachlichem Ausdruck. Und dieser sprachliche Ausdruck war der englische.

Der Einfluß der religiösen Sprache auf die Entwicklung und Verbreitung der Schriftsprache als Allgemeinsprache kann gar nicht hoch genug bewertet werden. Das vom sehnenden Menschenherzen nur bang Geahnte, fast Unsagbare, Unaussprechliche wirkt gewissermaßen wie im Symbol, in die festen Formen der kirchlichen Liturgie gebannt, auf alt und jung, hoch und niedrig, durch der Jahrhunderte Strom unwandelbar, vorbildlich, maßgebend und daher von selbst als nachahmenswertes Muster.

Anknüpfend an die ehrwürdigen liturgischen Formen der alten Kirche gewann die englische Kirchensprache der Reformationszeit jene von der inbrünstigen Begeisterung der Zeit getragene und echt volkstümliche Form, deren das Gemüt und das völkische Empfinden tief berührende Erhabenheit noch heute ihre Wirkung tut.

Aber z. B. die englische Psalmenübersetzung von 1564, wie sie 1578 in Schottland Eingang fand, machte zwar äußerlich den nordenglischen Dialekten Schottlands namentlich in der Orthographie einige Konzessionen, war aber wesentlich englisch, Englisch der

südenglischen Londoner Gemeinsprache. Der sprachgewaltige schottische Reformator und Kanzelredner John Knox (1515 bis 1572) konnte und wollte zwar sein Schottentum nicht verleugnen, aber er schrieb im Interesse seiner religiösen Sache ebenso für Engländer wie für Schotten in einer Sprache, die wesentlich englisch war. Das mächtig pulsierende Leben der Zeit kannte eben auf geistigem und geistlichem Gebiet keine Landesgrenzen, und so wurde Schottland auch sprachlich mitfortgerissen von der gewaltigen Bewegung, die England ergriffen hatte⁶⁾.

Und so wie die reformatorische Bewegung in England auch in Schottland unter Maria Stuart zur Abwehr französischer oder spanischer Einmischung⁷⁾ in die heimischen Angelegenheiten diente, so diente umgekehrt diese Abwehr des Auslandes der Sache der Reformation. Die Sache der Reformation galt sowohl in England wie in Schottland als die vaterländische, volkstümliche Sache, und somit verband beide Königreiche ein gemeinsames Interesse, das durch die nun den Engländern und den Schotten gemeinsame theologische und politische Literatur und die beiden verständliche englische Sprache zum Ausdruck kam.

Und diese Literatur, diese Sprache war die Sprache des Glaubens, die Sprache der religiösen und völkischen Ueberzeugung, der Ueberredung, der Herzensnot, der Begeisterung, und das ist nicht die Sprache des praktischen Geschäfts, des nüchternen Alltags, sondern die Feiertagsprache, die Sprache als Kunst.

War somit das natürliche Uebergreifen der englischen Gemeinsprache auf Schottland zur selbstverständlichen ersten Notwendigkeit geworden, so kam gerade in dieser kritischen Zeit unter Maria Stuart und ihrem Sohne Jakob VI., dem späteren englischen König Jakob I., die schöne Literatur Englands der elisabethanischen

⁶⁾ "The reformers of Knox's day, who were men of scholarship and great acquaintance with the conditions in which the Reformation had made its first steps in other countries, conformed in their general practice, and established a book of service. It was framed on the order of Geneva, and differed so little in externals from the Reformed English Book of Prayer, that sometimes the one was used where the other happened to be wanting. This form is well known to book-collectors as John Knox's liturgy. At what time it fell out of use, seems not fully ascertained". Hill Burton, History of Scotland, London 1853, vol. II, p. 32.

⁷⁾ Ueber die Besorgnis Spaniens, daß beim Tode der Elisabeth 1603 durch die Personalunion mit Schottland England zu mächtig würde vgl. die wertvollen zeitgenössischen Aeußerungen, die L. Winstanley in ihrem lehrreichen Buche "Macbeth, King Lear and Contemporary History", Cambridge 1922 p. 42 u. a. m. beigebracht hat. Auch später, gegen Ende des 17. Jh. bewirkte in England die Besorgnis, daß Schottland die von Frankreich unterstützten Stuarts zurückrufen könnte, das endliche Zugeständnis kommerzieller Gleichberechtigung der Schotten, wogegen diese, um ihrer Produktion die Märkte zu sichern, zustimmten, ihr Parlament im englischen aufgehen zu lassen (s. Commercial Relations of England and Scotland 1603—1707 by Theodora Keith, Cambridge 1910, p. XXIII.).

Blütezeit, die Literatur Spenser's, Shakespeare's usw. der siegreichen Ausbreitung der Londoner Sprache zu Hilfe.

Diese Literatur hatte alles Wertvolle volkstümlicher Tradition und aus der Antike und fremdländischen Anregungen erwachsener Tradition der Chaucerzeit fortgesetzt; nichts ging verloren, was der Volksgeist zu schätzen wußte, und in ununterbrochener Entwicklung setzt sich ihre Geltung fort bis heute. Die Lebenskraft der englischen Sprache und Literatur lag in dem gesunden nationalen Egoismus, nur das zu behalten, was man für sich brauchen konnte, das aber sich auch ungescheut anzueignen, wie und woher man es nehmen konnte, anzueignen, das heißt, dem völkischen Empfinden anzupassen.

Unbeirrt von sentimentalen Erwägungen, ob man nicht dies oder jenes, was anderswo Geltung hatte, nachahmen sollte, ging die englische Sprache und Literatur ihren eignen Weg. Stets blieb sie in ihrem eignen Geleise; was dahinein nicht paßte, wurde instinktiv ausgeschieden. Diese Literatur stellte schon zur Zeit der Elisabeth in ihrem national verarbeiteten Reichtum alles in Schatten, was je dagewesen, und vollends alles, was Schottland aufzuweisen hatte. Schottland wurde schon jetzt gewissermaßen zu einer geistigen Provinz Englands, und seine Sprache hatte als selbständige schottische Schriftsprache ausgespielt, lange ehe dieses ihr Schicksal durch die Personalunion unter Jakob I. von England besiegelt wurde.

Dieser einfältige Monarch und literarische Dilettant bewegte sich, auch als er nur schottischer König war, in seinen schriftstellerischen Versuchen wesentlich in den Formen der englischen Schriftsprache, nur hier und da mit einigen Scotizismen behangen und mit schottischer Orthographie verziert. Als englischer König gab er auch diese Mätzchen auf, und so wie der König, so gravitierten auch alle literarischen Kreise Schottlands mehr und mehr nach London. Da die alte politische Gegnerschaft zwischen Schottland und England durch die Personalunion und vollends 1707 auch durch die staatsrechtliche Union ausgeschaltet war, blieb von nun an der Schotte der arme Provinzler, der, wenn er literarische Ambitionen hatte, nichts Besseres tun konnte, als sich nach Möglichkeit den Engländern anzugleichen⁸⁾. Wo dies nicht gelingen wollte, fiel man sich in der Belebung der Erinnerungen an alte schottische Herrlichkeit und Größe, die es in Wirklichkeit kaum je gegeben, und lokalpatriotischer Ehrgeiz trieb ja immer wieder vereinzelte Blüten,

⁸⁾ "Any attempt to keep up a Scottish literary language had been abandoned in prose before the revolution". Burton II 553. "James Thomson, brought up like Ramsay, among the pastoral muirlands, resolved to shake off at once the impediments of provincialism, and compete with the great poets of the south". Burton, II. 554.

aber es war dies meist nur *Mache*⁹⁾, ohne durchschlagende

⁹⁾ Auch die Ansicht, als ob die malerischen Hochlandskostüme des 18. Jahrhunderts alt wären, ist romantische Fiktion; die verschiedenen schottischen Plaids usw. kamen erst mit der Wollfabrikation auf, s. Burton, a. a. O. vol II., 375 ff.

X Bedeutung; eine nur einigermaßen einheitliche schottische Literatursprache gab es nicht, und auch die Sprache, in der die meisten und schönsten Gedichte von Robert Burns (1759—1796) abgefaßt sind, ist mundartlich nicht echt, sondern ein Gemisch von literarischem Englisch und verschiedenen schottischen Mundarten, "Fancy Scotch", wie man es nennt, Maskeraden-Schottisch. Es ist bezeichnend, daß Robert Burns, dieser größte aller schottischen Dichter, oder wie man wohl mit Recht sagen könnte: einer der größten englischen Dichter, bei allem schottischen Nationalgefühl doch ganz unter dem Banne der englischen Literatur stand, und daß ihm, als er in jungen Jahren die Möglichkeiten seiner dichterischen Entwicklung erwog, ein älterer literarischer Gönner und Berater alles Ernstes den Rat gab, sich lieber ganz der englischen Kunstpoesie hinzugeben. Daß Burns trotzdem das geworden, was er geworden, der größte schottische Dichter, der auch all seine englischen Zeitgenossen um Haupteslänge überragte, lag darin, daß er wirklich ein ganzer Dichter von Gottes Gnaden war, der unbeirrt durch Mode, Lokalpatriotismus oder Strebertum die Heimatkunst zur höchsten Vollendung erhob, das rein menschlich Schöne und Ewige künstlerisch zu gestalten und zu verklären wußte. Das spezifisch schottische Sprachliche bei Burns, das keinen einzigen wirklichen schottischen Dialekt getreu widerspiegelt, ist nur gelegentlicher Aufputz, künstlerisch fein verwandtes Lokalkolorit.

Wenn somit die friedliche Eroberung Schottlands durch die englische Sprache unaufhaltsam und wie eine Selbstverständlichkeit vor sich gegangen und die ganze schottische Sprachherrlichkeit eine Illusion geworden war, so hat andererseits die Sprache als Kunst durch Robert Burns und namentlich durch den typischen Romantiker Walter Scott ein Ergebnis gezeitigt, mit dem auch die lokalpatriotischsten Schotten sehr wohl zufrieden sein können.

Während nämlich die Schotten das ganze Mittelalter hindurch mit England in Fehde lebten und im 17. und 18. Jahrhundert trotz der politischen Vereinigung das Gefühl der Zurücksetzung, der mißtrauischen Eifersucht gegenüber England nicht unterdrücken konnten, ja die Engländer auch tatsächlich auf die Schotten mit einer Art mitleidigen Geringschätzung herabblickten, so ist dies seit den Tagen der Romantik ganz anders geworden.

Die Sprache als Kunst, die schöne Literatur, insbesondere die Vers- und Prosadichtungen Walter Scotts haben Schottland und schottisches Wesen, schottische Landschaft und schottische romantische Erinnerungen künstlerisch verklärt und so den Herzen der Engländer nahegebracht.

Das sind Liebhaberwerte, Feiertagswerte, und sie sind ebenso wie ihre Vermittlerin, die Sprache als Kunst, scheinbar unpraktische Luxuschwärmereien, auf die aber der praktische Engländer ebenso wenig verzichten möchte wie auf sein tägliches Brot!

Weder die anerkannte, hervorragende Tüchtigkeit, Ehrenhaftigkeit, Frömmigkeit der Schotten, noch die unbestrittenen Verdienste

ihrer Gelehrten und Philosophen hätten diese Sympathie für Schottland und die Schotten hervorrufen können. Die Sprache als Kunst war es, die Schottland für England erobert hat, die Sprache als Kunst war es, die England für Schottland gewonnen hat. Wenn der Schotte heute dem Engländer auch sagt: ihr seid erst Großbritannien ("Great Britain") seitdem wir bei euch sind, wenn er in natürlichem Heimatsgefühl sich auch nach wie vor stolz als Schotte fühlt: er trägt doch in aller Welt sein Haupt hoch als Angehöriger seines Volkes und das heißt des großbritannischen¹⁰⁾.

Mit der sprachlichen Vereinigung Englands und Schottlands war die unerläßliche Vorbedingung für die Entwicklung Englands zur Großmacht, zur Weltmacht gegeben. Alles weitere ergibt sich aus der Art, wie England Schottland durch seine Sprache friedlich mit sich vereinigt hat¹¹⁾.

Dasselbe sehen wir in den englischen Kolonien, insbesondere in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben sich ja gewaltsam vom Mutterlande losgelöst, sind also zeitweilig auch politisch Gegner gewesen, und heute gibt es gewiß und wird es vielleicht auch in Zukunft manche praktisch-wirtschaftliche und somit auch politische Gegensätze zwischen Amerika und England, zwischen England und seinen Kolonien geben. Aber der ideelle Zusammenhang ist dadurch nie zerrissen worden; die durch die gemeinsame Sprache

¹⁰⁾ Wie sehr bei der durch die Personalunion unter Jakob VI. von Schottland, dem I. von England, ideelle, oder, wie man sagen könnte, Liebhaberwerte dem Gedanken eines "Great Britain" vorarbeiteten, ist auch wieder ein Beweis für die Bedeutung des Traditionalismus der Engländer. Sowie der halb geschichtliche, halb sagenhafte König Arthur, der doch der Nationalheld der von den Engländern vertriebenen Walliser oder Briten gewesen, durch die dichterische Verklärung während des ganzen Mittelalters sich zum typischen englischen Nationalheros, so z. B. in Spenser's Feenkönigin zur Zeit der Elisabeth durchgerungen, so galt für das englische Nationalgefühl als Leitmotiv durchaus nicht Rasse, sondern traditionelle Zugehörigkeit zum Lande. Jakob VI. (I.) bedeutete für die Engländer die heißersehnte Anknüpfung der neu-englischen Gegenwart mit ihrer Tudordynastie an ihre angebliche albritische Vergangenheit im eigenen Lande, indem Jakob mütterlicherseits von der ersteren, väterlicherseits von der letzteren herkommen sollte; daher auch die große Bedeutung der neu einsetzenden Bezeichnung des Landes und Staates und Volkes als "Great Britain". Sehr lehrreich sind darüber die beiden Bücher von L. Winstanley, "Hamlet and the Scottish Succession", Cambridge 1921, und "Macbeth, King Lear and Contemporary History", Cambridge 1922. Auch heute kann man von Schotten hören, daß sie nicht Engländer, sondern Briten seien. Aber "British" ist eben der Gesamtbegriff für beide.

¹¹⁾ In Irland, das freilich nicht friedlich, sondern recht kriegerisch von England erobert wurde, weicht das Irische trotz allen fanatischen Nationalhasses ebenfalls ganz von selbst hinter dem eine einheitliche höhere Kultur vermittelnden Engländern zurück; man lese doch die — wie mich seinerzeit Professor D. L. Savory, Belfast, versicherte — durchaus wahrheitsgetreuen Schilderungen der sprachlichen Verhältnisse in Gerald O'Donovan's Roman "Father Ralph" aus dem Jahre 1913.

als Kunst, durch die Literatur zum Ausdruck kommende gemeinsame Weltanschauung, trotz aller zeitlichen und örtlichen Verschiedenheiten, ist ein Bindeglied, das diejenigen leider unterschätzt hatten, die England und die werbende Kraft seiner Weltanschauung nicht genügend erkannten.

Wenn die Kultur und daher die Weltanschauung eines großen Volkes nicht solchen inneren Wert besitzt, daß sie von selbst auf friedlichem Wege andre Völker für sich gewinnt, dann hat sie keine Aussicht und auch keinen Anspruch auf weitere Ausbreitung.

Mit einer Kultursprache, die heute von etwa 170 Millionen gesprochen wird und die als Bindemittel noch etwa 320 Millionen Abhängige des englischen Weltreichs zusammenhält und die für diese die Brücke bildet, auf der allein sie zu höherer Kultur fortschreiten können, kann man auf ihrem eignen Boden nicht mehr in Wettbewerb treten. Die Nachkommen von 170 Millionen werden ja, in Progressionen sich vermehrend, die Nachkommen von 70 Millionen an Zahl mit jedem Jahre noch weit mehr überholen. Und die Sprache als Kunst wird diese unzählbaren Millionen mehr als alles andre zusammenhalten und, wie wir im Interesse der Menschheit hoffen wollen, zu immer höherer Kultur emporführen.

Meine lieben jungen Kommilitonen!

An Ihnen ist es, aus derartigen Betrachtungen über die Geschichte eines fremden Volkes die Folgerungen für die Zukunft unseres deutschen Volkes zu ziehen. Versäumte Gelegenheiten in unsrer Geschichte lassen sich freilich nicht wieder herbeischaffen; ihnen nachzutruern hätte keinen Zweck, aber sie mögen uns die Augen öffnen für die Versäumnisse unsrer Gegenwart und für neue Zielsetzungen unsrer Zukunft.

Auch bei uns hätte die Sprache als Kunst und so durch unsere Literatur genügend werbende Kraft besessen, um auf friedlichem Wege schon vor Jahrhunderten ein „größeres Deutschland“ zu schaffen, wenn wir selbst ein einiges Volk gewesen wären. Auch für uns kann die völkische Tradition ein unerschöpflicher Jungbrunnen ewig neuer Gesundheit sein, wenn die großen führenden Persönlichkeiten unsrer Geschichte, in denen sich das Beste unseres Volkes spiegelt, zum stolzen Gemeinbesitz des ganzen Volkes werden.

Wenn ich nur einen der ganz Großen nenne, der uns zeitlich noch so nahesteht, daß wir heute erst allmählich nachfolgend erkennen, wie groß er gewesen: Goethe — so müssen wir doch daran erinnern, daß Goethe nicht nur dem kleinen gelehrten Häuflein der Goethephilologen gehört, sondern für unser ganzes Volk gelebt hat! Wären Goethe und andre Große unserm Volke gewissermaßen in Fleisch und Blut eingegangen, lebten ihre künstlerischen Ausprägungen der deutschen Volksseele in unserer Sprache als

geflügelte Worte auf aller Lippen, als Gefühlswerte in aller Herzen, dann wäre unser ästhetisches Urteil auch sicherer, unbeirrbarer; dann würden nicht täglich neue Eintagsfliegen unsern Blick von wahrer Schönheit ablenken, und wertloser Einfluß der Fremde würde vom gesunden völkischen Organismus wie ein Fremdkörper ausgeschieden; für dauernd wertvolles Neue würde Raum.

Nur wenn das ganze bildungsfrohe Volk mitfortgerissen wird von der geistigen Macht neuer, aus seinem eignen Volkstum geborener Ideen, dann kann der Sieg dieser Ideen auch ganz von selbst zu jener Einheitlichkeit des völkischen Empfindens führen, die man nationale Weltanschauung nennt, und die für alle andern Völker eine Selbstverständlichkeit ist.

Auch wir hätten, zwar bereichert, aber unbeirrt durch fremde Einflüsse, in unserm völkischen Geleise bleiben können, wenn wir konsequent ein für alle andern Völker natürliches Verhältnis zum Ausland gewahrt hätten.

Unsere berühmte Weltbürgerlichkeit ist uns aber zum Fluch geworden; denn nur der kann wahrhaft weltbürgerlich denken und handeln, der bereits fest im heimischen Boden, in seinem Volkstum wurzelt. Auch der größte Lehrmeister der ganzen Menschheit, Jesus Christus, ist, geschichtlich und rein menschlich betrachtet, aus seinem jüdischen Volkstum hervorgegangen und hat gesagt: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen“. Und so hat der eingeborene Sohn Gottes das Heil der ganzen Welt gebracht!

Auch wir sollten überhaupt zunächst viel weniger an andere Völker denken als an unser eigenes. Wenn wir aber schon an andere Völker zu denken Anlaß haben, dann sollten wir vor allem versuchen, uns in sie hineinzudenken, möglichst nüchtern, möglichst unvoreingenommen ihre Psyche zu ergründen, wobei es grundsätzlich ganz außer Betracht bleiben müßte, ob sie uns jeweils freundlich oder feindlich gesinnt, ob sie uns nützlich oder schädlich sind.

Nehmen wir ohne Erstaunen es grundsätzlich als selbstverständlich an, daß für jedes andre Volk als Volk nur sein völkischer Egoismus maßgebend ist: dann werden wir am besten vor naiven Ueberraschungen sicher sein. Aber nehmen wir ebenso als sicher an, daß jedes andere Volk uns entweder für Toren oder aber für Heuchler hält, wenn wir allein von allen Völkern in völkischer Hinsicht uns zur Selbstverleugnung bekennen!

Wir haben unsre schwachen und starken Seiten so gut wie jedes andere Volk und sind jetzt vom Schicksal so schwer getroffen wie kein anderes Volk. Aber sursum corda! die Herzen hoch! Deutsches Wesen, an dem dereinst die Welt genesen soll, kann uns ohne Selbstüberhebung lehren, wie unermeslich reich wir sind, wir armes, geschlagenes, von allen Seiten angefeindetes und geschmähtes deutsches Volk! Das Ausland, auch wenn es uns öffent-

lich schmäht, fühlt doch weit lebhafter als wir selbst, wie reich wir sind; wenn auch arm an Geld und Gut, so doch reich an unzerstörbaren innern Kräften und Fähigkeiten, weil getragen von mehr als tausendjähriger deutscher Kultur, deutscher Sitte, deutscher tiefinnerlicher Frömmigkeit. Diese deutsche Frömmigkeit, diese deutsche Sitte, diese deutsche Kultur zu erkennen, ihr Wesen wissenschaftlich zu ergründen, durch den Vergleich mit andern Völkern zu ersehen, wie wir unsre reichen Kulturschätze richtig verwerten können, um nicht dauernd die Rolle des Aschenbrödels im Völkerkonzert zu spielen, diesen Glauben an die unversiegbare Kraft unsrer friedlichen Kulturmission zu liegen und zu pflegen, der ganzen Menschheit zum Heile, das ist das Ziel, und diese friedliche, aber stolze deutsche Gesinnung sei der blanke Ehrenschild unsrer Universität.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

